**(6) Texte 2: Die Emanzipation und ihre Revokation**

**Lion Feuchtwanger: *Die Geschwister Oppermann***

Im Herbst 1933 trat der Querido Verlag mit acht Neuerscheinungen auf den Markt, darunter dem heute vermutlich bekanntesten Text der Exilliteratur: Lion Feuchtwangers *Die Geschwister Oppermann*. Im fertigen Drucksatz musste allerdings kurzfristig eine Änderung vorgenommen werden. Ein Brigadeführer der SA, ein Professor Oppermann, hatte nach der Ankündigung des Titels gegenüber Feuchtwangers Bruder Martin, der sich zu dieser Zeit noch in München aufhielt, mit Sanktionen gedroht, sofern der Name „Oppermann“ nicht getilgt werde.[[1]](#footnote-1) Daraufhin wurde der Name Oppermann durch „Oppenheim“ ersetzt.[[2]](#footnote-2)

Der Roman war von Beginn an verlegerisch ein Erfolg. Von der deutschsprachigen Ausgabe wurden 20.000 Exemplare abgesetzt, von den beiden englischsprachigen Ausgaben 250.000 Exemplare[[3]](#footnote-3). Am Beispiel einer Familie thematisiert er die Denk- und Bewusstseinshaltungen des jüdischen Großbürgertums in der Zeitspanne unmittelbar vor und nach der Machtübernahme Hitlers.

Zuweilen ironisiert Feuchtwanger dabei sich selber und sein politisches und wirtschaftliches Fehlverhalten gegenüber der drohenden Machtübernahme durch die NSDAP. So schlägt Gustav Oppermann, der Held des Romans, den Rat eines wohlmeinenden Freundes aus, angesichts der sich politisch zuspitzenden Situation zumindest einen Teil seines Vermögens ins Ausland zu transferieren. Ähnlich handelte auch Feuchtwanger: Obwohl er in seinem 1931 erschienenen Roman *Erfolg* minutiös die Gefahren eines möglichen Aufstieges der NSDAP und Hitlers beschrieben hatte, kaufte er sich im selben Jahr eine Villa im Grunewald, legte also sein Vermögen in Deutschland fest. Nach der Machtübernahme wurden ihm sofort die Konten gesperrt.[[4]](#footnote-4) SA-Leute drangen in das Haus ein, demolierten die Einrichtung und misshandelten den Hausmeister. Ein derartiger Vorgang wird auch im Roman beschrieben.

Die Entstehung des Romans ist eng mit einer Reise Feuchtwangers nach England und in die USA verbunden, die er im November 1932 antrat und von der er nicht mehr nach Deutschland zurückkehrte. Sie begann mit einem eklatanten Fehlurteil über die politische Entwicklung. Feuchtwanger war aufgrund des schlechten Abschneidens der NSDAP bei den Reichstagswahlen vom November 1932 der Auffassung, dass Hitler keine Gefahr mehr bedeute. Mit der Formel: „Hitler ist over!“ ,[[5]](#footnote-5) trat er vor die amerikanische Presse. – Nach der Machtübernahme sah er den Sachverhalt völlig anders. Vor amerikanischen Senatoren erklärte Hitler: „Hitler bedeutet Krieg.“ Die öffentliche Resonanz war beträchtlich; der deutsche Botschafter, Baron von Prittwitz, warnte daraufhin Feuchtwanger vor der Rückkehr. Die Warnung war ein Beweis von Mut und Gesinnungsstärke.

Im Umfeld dieser Ereignisse forderte der englische Premierminister Ramsay MacDonald über einen Literaturagenten Feuchtwanger auf, ein Szenarium für einen Propagandafilm über die Schreckensherrschaft der ersten Wochen nach Hitlers Machtübernahme zu schreiben. Feuchtwanger tat das und leitete seinen Entwurf weiter. In London hatte sich die Politik gegenüber Hitler jedoch inzwischen geändert. Jetzt stand nicht mehr die Ächtung des Nazismus auf der Tagesordnung, sondern das Arrangement. Der Propagandafilm war nicht mehr erwünscht.

*Die Geschwister Oppermann*“ ist seiner Struktur, der Personen- und Handlungskonstellation nach ein polyfunktional, mehrsträngig angelegter Text: je nach Sichtweise einFamilien- oder Firmenroman, die Geschichte einer „Schülertragödie“ oder ein Gesellschaftsroman. Zeitlich erstreckt sich die Handlung über ein knappes halbes Jahr. In den Roman sind eine Vielzahl von Faktenbezügen eingegliedert: politische Informationen in der Gestalt von Zeitungsberichten und von vertraulichen Informationen über die Haftbedingungen in den Konzentrationslagern. Mit dem so entstehenden Kontext ist die Handlung eng verschränkt.

Die „Geschwister Oppermann“: das sind Gustav, Martin, Edgar und Klara Oppermann. Gemeinsam sind sie Besitzer des Möbelhauses Oppermann in Berlin. Gegründet wurde das Unternehmen von Immanuel Oppermann, dessen Bild das Firmensignum ist. Das Geschäft wird von Martin geführt. Martin Oppermann ist der einzige in der Familie, der mit einer Nicht-Jüdin verheiratet ist, mit der Tochter eines hohen preußischen Ministerialbeamten. Sie haben einen Sohn, Berthold. Gustav, der älteste Bruder, ist Privatgelehrter. Sein Arbeitsgebiet ist die deutsche Literatur und Kultur im weitesten Sinne, Lessing sein Spezialthema. Er ist Junggeselle, hat eine Freundin, Sybil Rauch, und eine weitere Freundin: Anna. Edgar ist Mediziner, Chef der Laryngologischen Station der Städtischen Kliniken. Er ist Spezialist auf dem Gebiet der Kehlkopfkrankheiten. Nach Edgar Oppermann ist ein medizinisches Verfahren benannt, das weltweit praktiziert wird. Seine Tochter Ruth ist überzeugte Zionistin und bereitet sich auf die Auswanderung nach Palästina vor. Sie lernt Hebräisch; das bürgerlich-assimilierte deutsche Judentum lehnt sie ab. Klara Oppermann hat einen ostjüdischen Kaufmann, Jacques Lavendel, geheiratet, der amerikanischer Staatsbürger ist. Vielleicht aufgrund seines geschäftlichen Geschicks, sicherlich aber wegen seiner ostjüdischen Abkunft begegnet die Familie ihm mit distanzierter Skepsis. Jacques Lavendels und Klaras Sohn Heinrich ist im gleichen Alter ist wie Berthold, reagiert aber anders als Berthold weit weniger empfindlich auf antisemitische Anwürfe.

Alle Mitglieder der Familie Oppermann zeichnen sich durch ein charakteristisches Selbstbewusstsein aus. Allesind in einem prägnanten Sinne aufgeklärte Weltbürger, politisch wie kulturell interessiert. Sie begegnen jedweder Ideologie mit gesunder Skepsis; sie sind überzeugte Anhänger des bürgerlichen Rechtsstaates; sie glauben an die Chancengleichheit aller Bürger im Rahmen dieses Rechtsstaates.

Bei Gustav Oppermann, dem Literatur- und Kunstliebhaber, dem etwas versponnenen Gelehrten, kommt ein eigentümlicher Glaube an die emanzipatorische Kraft und Sendung speziell der deutschen Literatur hinzu. Es ist kein Zufall, dass Gustav sich mit Lessing beschäftigt. Dass Lessing die Freundschaft mit dem Juden Moses Mendelssohn pflegte und Mendelssohn seinerseits ein Freund der deutschen Sprache und Literatur war, hebräische Texte ins Deutsche übersetzte, damit also das sprachliche Ghetto, in dem ein Teil der Juden lebte, auflöste – das ist für Gustav Grundstein der Überzeugung, dass der Gedanke der *Emanzipation* in Deutschland feste Gestalt angenommen hat, dass also eine *Welt ohne Antisemitismus,* ohne Pogrome möglich ist. Die „Erziehung des Menschengeschlechts“, wie Lessing den Fortschritt der Vernunft im Gang der Geschichte interpretiert hat, ist nach Auffassung Gustavs zu einem allgemeinen Emanzipationsprozess geworden ist, an dem die Juden inzwischen nicht mehr als Parias oder Bürger zweiter Klasse, sondern als gleichberechtigte Partner teilnehmen. All das sind jedoch, so Gustav Oppermann, nicht nur Leistungen Lessings, sondern *Deutschlands*, speziell Leistungen der deutschen Klassik und des deutschen Idealismus. Gustav Oppermann versteht die Wertewelt des deutschen Idealismus, der deutschen Klassik als ein Versprechen der sozialen Integration, der vollständigen rechtlichen Gleichstellung der Juden.

 Es ist von symbolischer Bedeutung, dass von den drei Brüdern einer ein Arzt ist, der zweite ein Privatgelehrter und nur der dritte ein Geschäftsmann. Das berufliche Spektrum beleuchtet den Erfolg der Assimilation wie die schwierigen Bedingungen, unter denen sie sich vollzog. Die Assimilation wurde insbesondere über die deutsche Kultur vermittelt. Unbedingte Voraussetzungen waren dabei bürgerlicher Wohlstand und berufliche Reputation. Zu den charakteristischen Begleiterscheinungen der Assimilation gehörte, dass das gehobene jüdische Bürgertum gerne in preußischen Beamten- und Offiziersfamilien verkehrte – Martins Heirat nimmt dieses Motiv auf –, ebenso, dass man Aversionen gegen das Ostjudentum entwickelte.[[6]](#footnote-6) Assimilation war also zumindest teilweise Überassimilation, begleitet von der Übernahme von Stereotypen, wie sie in der Distanz gegenüber dem Ostjudentum zum Ausdruck kommt. – Feuchtwanger hielt mit seiner Darstellung der Oppermannschen Familie den (jüdischen) Mitexilanten also einen kritischen, bestimmt aber vor allem historisch reflektierten Spiegel der Assimilation vor Augen.

Die Romanhandlung setzt im November 1932 ein und endet Ostern 1933, genauer: zum jüdischen Passahfest. Sie beginnt und endet jeweils mit einem Familienrat. Am Anfang wird beratschlagt, wie man sich des ständig wachsenden Antisemitismus und seiner geschäftsschädigenden Folgen erwehren kann – am Ende zieht man Bilanz und blickt zurück auf die richtigen und die Fehlentscheidungen. Zu Beginn der Handlung glaubt man, der Gefahr dadurch begegnen zu können, dass man die Angriffsflächen verringert, das Geschäft in eine Aktiengesellschaft umwandelt und einen nicht-jüdischen Partner, den Konkurrenten Heinrich Wels, beteiligt. Die Firma soll zumindest nach außen hin einen weniger „jüdischen“, weniger anstößigen Charakter erhalten. Doch weil man dieses Vorhaben nur halbherzig verfolgt, da man sich trotz der sich häufenden Warnungen in Deutschland insgesamt sicher fühlt und es nicht für vorstellbar hält, dass es zu tatsächlichen antisemitischen Übergriffen größeren Ausmaßes kommt, scheitert das Vorhaben. Binnen kurzem verlieren die Oppermanns die Handlungsfreiheit, und statt sich freiwillig an Wels anzulehnen, müssen sie es nunmehr gezwungenermaßen tun und zu sehr viel schlechteren Konditionen.

Das eigentliche Unheil, das die Familie in ihrem Zentrum trifft, beginnt jedoch an ganz anderer Stelle: im privaten Bereich. Es sucht sich den schwächsten Punkt aus, den Primaner Berthold Oppermann. Berthold weiß von den Problemen und der Mentalität seiner Vätergeneration im Grunde gar nichts mehr; er hat eine nicht-jüdische Mutter hat und glaubt, „als Deutscher“ von den heraufkommenden Konflikten und Gefahren des Antisemitismus nicht berührt zu sein. Das auslösende Moment ist banal: Unverhofft stirbt der Lehrer, der von Berthold am meisten geschätzt wird, und an seiner Stelle kommt ein junger, nationalsozialistischer Lehrer an das bislang liberale Gymnasium. Dieser Bernd Vogelsang stellt Berthold eine Falle. Er vergibt an Berthold ein verfängliches Thema für den mündlichen Vortrag, der Bertholds letzte Prüfung vor dem Abitur ist. Das Thema lautet: „Was bedeutet uns Heutigen Hermann der Deutsche?“, also Hermann der Cherusker, und diese Themenstellung verfolgt nur ein Ziel, den „Juden“ Berthold zum Straucheln zu bringen. – Berthold, ungemein sympathisch, begabt, etwas zu skrupulös, aufgrund seiner intellektuellen Überlegenheit etwas arrogant, vielleicht auch nur unvorsichtig, geht tatsächlich in die Falle. Statt sich eine Frist zum ruhigen Überlegen einräumen zu lassen, akzeptiert er das Thema sofort. Er führt sich nicht vor Augen, dass der Lehrer ihn durch diese Themenstellung zu unvorsichtigen, für das „nationale Bewusstsein“ anstößigen Formulierungen provozieren will. Berthold will das Thema in der Weise, wie es ihm von dem verstorbenen Klassenlehrer beigebracht worden ist, mit pro und contra, mit kritischer Distanz und entmythologisierender Nüchternheit abhandeln. Eine Entmythologisierung des nationalen Heroen aber ist das Letzte, was Vogelsang akzeptieren würde. Vogelsang wartet also darauf, dass eine missverständliche, unkonzentrierte Bemerkung fällt, unterbricht Berthold und bringt ihn mühelos aus dem Konzept – mit der Folge, dass er Berthold jetzt auf diese missverständliche Formulierung festnageln kann. Berthold seinerseits erleichtert ihm dieses Vorhaben. Er weiß im Moment nicht, wie er sich gegen diese Infamie wehren kann, weil er vollständig davon überzeugt ist, im Recht zu sein und weil es für ihn unfassbar ist, dass ein Lehrer so handelt wie Vogelsang. Er ist auch zu stolz, um nachzugeben, und damit verstreicht der Zeitpunkt, wo dies ohne Schaden noch möglich wäre.

So nimmt das Schicksal seinen Lauf. Vogelsang drängt Berthold immer mehr in eine Außenseiterposition. Berthold seinerseits ist guten Ratschlägen, die Heinrich und Ruth geben, nicht zugänglich, weil er sich in einer Weise, die für sein Alter typisch ist, immer stärker auf die – im Grunde ja auch richtige – Auffassung versteift, Recht zu haben. Er versteht zuletzt nicht einmal mehr die wohlmeinend-flapsige Bemerkung des Bruders seiner Mutter, also des nicht-jüdischen Verwandten, der sagt: „Was geht dich schließlich Herrmann der Cherusker an?“, der also die Bedeutung dieses Themas herunterspielen will. Berthold interpretiert diese Bemerkung so, als wolle der Onkel sagen, „was ginge ihn *als Juden* Hermann der Cherusker an“. Er missversteht also den Sinn der Äußerung vollkommen.

Berthold ist durch das Unrecht, das ihm geschieht, zutiefst verletzt. Trotzdem bemüht er sich bis zuletzt, den Konflikt auf die Ebene rationaler Reflektion zu heben. Er scheitert, weil sein Vater ihn zwingt, klein beizugeben. Der Vater befindet sich zu diesem' Zeitpunkt bereits in einer ähnlichen Zwangslage wie Berthold. Er muss sich vor Wels, dem „arischen“ Konkurrenten, demütigen, um sein Geschäft zu retten, denn inzwischen sind die Nazis an der Macht. Die geschäftliche Lage und der soziale Druck haben sich um ein Vielfaches verstärkt. Weil er selber diesem Druck kaum standhalten kann, meint der Vater, er müsse auch den Sohn – gleichsam aus erzieherischen Gründen, um ihm die „harte Realität des Alltags“ vor Augen zu führen – zu einer derartigen Demütigung zwingen.

Das letzte, ausschlaggebende Argument, das Martin Oppermann gegen seinen Sohn vorbringt, lautet, Berthold könne, wenn er jetzt nicht nachgäbe, kein Abitur machen, also auch nicht an einer deutschen Universität studieren. Dieses Argument mag faktisch richtig sein, aber es beleuchtet zugleich die Blindheit desjenigen, der es äußert: Welchen Nutzen kann es in der jetzigen Situation haben, dass Berthold als „Halbjude“, wie es offiziell jetzt überall heißt, an einer deutschen Universität studiert? Wäre es nicht viel richtiger, wenn Berthold auf ein schweizerisches Internat ginge, wie vorgeschlagen wird, und im Ausland studiert? – Der assimilierte deutsche Jude Martin Oppermann sieht diesen Ausweg jedoch nicht; was ihn daran hindert, ist sein blinder, sentimentaler Glaube an die deutsche Kultur.

Der Sohn unterwirft sich dem Vater, aber er begeht Selbstmord. Er stirbt an der Beugung seines Ehr- und Selbstwertgefühls – „Laesa Humanitas“, heißt es im Roman.

Der Gegenpol zu Martin Oppermann ist Jacques Lavendel. Er überblickt die Situation, sieht die kommenden Gefahren, macht auch richtige Vorschläge, um den Gefahren auszuweichen, aber er findet bei den übrigen Familienmitgliedern kein Gehör, weil man seine Denkweise als zu rational, als zu „jüdisch“, ablehnt. Die Oppermanns wollen so handeln wie die „Deutschen“, führen sich aber nicht vor Augen, dass sie von den Deutschen nicht als gleichberechtigte Mitbürger akzeptiert werden.

Bei jedem Familienmitglied vollzieht sich ein ähnliches Schicksal. Martin verliert den Sohn und muss das Geschäft aufgeben, Edgar wird aus der Klinik entfernt – alle müssen schließlich Deutschland verlassen. Einzig Jacques Lavendel und sein Sohn Heinrich sind imstande, die Situation adäquat zu bewältigen. Sie sind der Tatsache gewärtig, dass die Juden stets und immer in ihrer Geschichte verfolgt worden sind und dass es deshalb notwendig ist, sich die Gefahren, die daraus erwachsen, vor Augen zu führen. – Dieses immerwährende jüdische Schicksal wird in einem Lied formuliert, das mehrfach im Roman auftaucht:

„Zehn Brüder sind wir gewesen, / Haben wir gehandelt mit Wein, / Ist einer nebbich gestorben, / Sind wir geblieben neun. / Jossel mit der Fiedl, /Tevje mit dem Baß/ Spielt mir auf ein Liedel / Mitten auf der Gaß.“[[7]](#footnote-7)

Der Bruder ist nicht einfach gestorben, sondern erschlagen worden, und zwar in einem Pogrom. Diejenigen, die das Lied singen, wissen das; man braucht es ihnen nicht zu sagen.

Feuchtwangers politische Sympathien liegen bei den Sozialisten, insbesondere bei der KPD und dem innerdeutschen Widerstand. Im Roman wird das am Weg Gustav Oppermanns, des Privatgelehrten, erkennbar. Vor der bevorstehenden Verhaftungswelle im Zusammenhang des Reichstagsbrandes gewarnt, flieht er ins Ausland, kehrt aber, ausgestattet mit einer fremden Identität, nach kurzer Zeit ins Dritte Reich zurück. Er will Informationen sammeln, um das Ausland über die Vorgänge, die sich in Deutschland vollziehen, in Kenntnis zu setzen. Er wird verhaftet, gelangt in ein Konzentrationslager, wird mit äußerster Mühe befreit, schreibt einen Zeugenbericht und stirbt aufgrund der in der Haft erlittenen gesundheitlichen Schädigung an Herzschwäche.

Dieser Romanschluss wirft Fragen auf. Ausgerechnet Gustav, der Bonvivant, der immer etwas umständlich denkende und agierende Mensch – er sollte die Kraft und das Geschick haben, als Widerstandskämpfer in der Illegalität zu agieren?

In Gustavs Entschluss, sich dem Widerstand anzuschließen, artikuliert sich offenbar Feuchtwangers Glaube an das „andere“, bessere Deutschland. Gustav meint, man könne, nachdem man von Deutschland und seiner Kultur profitiert habe, dieses Land doch nicht einfach „dem Verfall“ überlassen:

„Man nimmt mit, was an Deutschland gut war, verpflanzt es ins Ausland. [...] Und Deutschland selber, überläßt man es dem Verfall?“[[8]](#footnote-8)

Der Roman selber ist jedoch ‚klüger als sein Autor‘. Er stellt das Schicksal der *jüdischen Bevölkerungsgruppe* und nichtdas Schicksal Deutschlands ins Zentrum. Die Frage, auf die die Romanhandlung zuläuft, lautet: Wie kann die jüdische Bevölkerungsgruppe vor der Gefahr der Vernichtung gerettet werden? Die Antwort ist eindeutig: nur durch sofortige Flucht. Der Roman zeigt mit aller Klarheit: Ein Leben in Deutschland ist für die jüdische Bevölkerungsgruppe nicht länger möglich.

**Ernst Toller: *Eine Jugend in Deutschland***

Der Pen-Kongress in Ragusa (Dubrovnik) am 25. bis 28. Mai 1933 nimmt innerhalb der Zeitspanne, die auf die Bücherverbrennungen folgte, eine besondere Stellung ein. Es war der erste internationale Kongress nach der Verhaftungswelle im Zuge des Reichstagsbrandes und nach Hitlers Ernennung zum Reichskanzler. Auf diesem Kongress trat mit Ernst Toller erstmals ein prominenter deutscher Emigrant auf, der glaubwürdig über das Geschehen berichteten konnte.

Der Kongress war ursprünglich als eine übliche Verbandstagung konzipiert gewesen. Zwar war der deutsche Pen-Vorstand von den Nazis ausgewechselt worden, zwar gab es in der Weltöffentlichkeit ein allgemeines Unbehagen aufgrund des skandalösen Eindrucks, den die Bücherverbrennungen vermittelt hatten, aber dass auf diesem Forum Anklage gegen Deutschland und die deutsche Pen-Sektion erhoben würde, war nicht zu erwarten. Der Pen-Verband war laut Statut zu politischer Neutralität verpflichtet. Hinzu kam, dass die deutsche Delegation international keineswegs isoliert war, sondern in den konservativen Vertretern anderer Länder Verbündete hatte. – Die Situation änderte sich radikal mit dem Auftreten von Ernst Toller, der formal Mitglied der englischen Delegation war. Als er ans Rednerpult trat, verließ die offizielle deutsche Delegation den Saal, gefolgt von der holländischen, der österreichischen und der Schweizer Delegation, während die übrigen Kongress-Teilnehmer demonstrativ applaudierten. [[9]](#footnote-9) Toller gelang es, mit einer begeisternden Rede das Publikum für sich und die Sache der deutschen Opposition zu gewinnen. Mit ihr gewann er die Schlagzeilen der Weltöffentlichkeit für sich und für die deutsche Opposition. Er machte deutlich, um was es bei den Vorgängen in Deutschland handelte: um eklatante Verstöße gegen Satzung und Geist der Pen-Organisation – um einen „Ausbruch des Wahnsinns und der Barbarei“.

Damit waren die Stichworte gefallen, die in den folgenden Jahren immer wieder in der Polemik gegen das Dritte Reich auftauchten. Mit Hilfe der Reputation, die das Schriftstellerexil besaß, bemühte sich die ins Exil geflüchtete politische Opposition um die Delegitimierung des Dritten Reiches.

Zu den Neuerscheinungen des Querido Verlages vom Herbst 1933 gehörte auch Ernst Tollers Autobiografie *Eine Jugend in Deutschland*. Auch dieses Buch stieß auf erhebliche Resonanz. Noch 1933 erschien eine Zweitauflage[[10]](#footnote-10), 1934 Übersetzungen in Großbritannien, den USA, den Niederlanden und Norwegen.

*Eine Jugend in Deutschland* gliedert sich in fünf Abschnitte: in die Darstellung von Tollers Kindheit, die Zeit als Student und Kriegsfreiwilliger, die Phase der Bemühungen um einen „Verständigungsfrieden“, in der Toller mit Max Weber, Gustav Landauer und Kurt Eisner in Verbindung stand, die Zeit der Münchner Räterepublik und in die Haftzeit. Die dargestellte Zeitspanne reicht von 1893, Tollers Geburtsjahr, bis 1924, dem Datum von Tollers Entlassung aus der Festung Niederschönenfeld, in der nach seiner Verurteilung wegen Hochverrats den größten Teil seiner Haft abgeleistet hatte. Sowohl das Vorwort als auch Teile der Schlusspartie nehmen auf die aktuelle Situation, also das Jahr 1933, Bezug. Toller operiert mit zwei Darstellungsebenen: einer erzählenden (autobiografischen) Struktur und einer politisch-systematischen Struktur: dem zentralen „Deutschland“-Thema. Beide Ebenen sind durch einen scheinbar naiven, reflektorische Elemente stark zurückdrängenden Darstellungsstil miteinander verbunden. Kunstvoll wird dabei das autobiografische Thema mit dem „Deutschland“-Thema verbunden.

Charakteristisch für Tollers Erzähltechnik ist seine Beschreibung von Samotschin, seiner Geburtsstadt:

„Samotschin war eine deutsche Stadt. Darauf waren Protestanten und Juden gleich stolz. Sie sprachen mit merklicher Verachtung von jenen Städten der Provinz Posen, in denen die Polen und Katholiken, die man in einen Topf warf, den Ton angaben. Erst bei der zweiten [recte: ersten] Teilung Polens fiel die Ostmark an Preußen. Aber die Deutschen betrachteten sich als die Ureinwohner und die wahren Herren des Landes und die Polen als geduldet. […] Ein Deutscher, der einem Polen Land verkaufte, ward als Verräter geächtet.

Wir Kinder sprachen von den Polen als ‚Polacken‘ und glaubten, sie seien die Nachkommen Kains, der den Abel erschlug und von Gott dafür gezeichnet wurde.“[[11]](#footnote-11)

Das Netzebruch, zu dem Samotschin gehört, war 1772 an Preußen gefallen. Zuvor war es Teil des Königreichs Polen. Zwischen 1807 und 1815 war es erneut polnisches Territorium.

Wenn Toller nicht zuerst über die Geschichte der Stadt spricht, sondern hervorhebt, dass es sich um eine „deutsche Stadt“ handelte, und als Bekräftigung auf die auf die zwei Gruppen von Einwohnern: die „Protestanten und Juden“ und die „Polen und Katholiken“ hinweist, dabei den diffamierenden Begriff „Polacken“ und als Legitimation ein religiöses Motiv einführt: Kains Mord an Abel, dann steht dahinter eine klare Absicht. Toller akzentuiert hier die besondere „Kastenstruktur“, die die deutsche Gesellschaft auszeichnet. Die „Kasten“ sind die unterschiedlichen Nationalitäten- und Religionsgruppen, vor allem aber die Gruppen der Privilegierten und der Nichtprivilegierten: der Armen und der Reichen. Die Gruppen und Schichten sind hierarchisch gegliedert. An der Spitze stehen die Deutschen und die Reichen. Zwischen den Gruppen gibt es keine wirkliche Kommunikation. Man kennt sich nicht, man weiß nichts voneinander, aber man diffamiert sich wechselseitig. Die Gruppe der Privilegierten zeichnet sich durch Indolenz, mangelnde Empathie in die Lage der Benachteiligten, aus.

Nach diesem Muster beschreibt er Samotschin und das Selbstverständnis der Deutschen und der Juden. Sein Ausgangspunkt ist dabei nicht das friedliche Zusammenleben, sondern der Nationalitätenkampf, wobei die Juden, was nur auf den ersten Blick erstaunlich ist, sich besonders hervortun. Gemessen an den „Deutschen“ und „Protestanten“ sind sie die Unterprivilegierten, und mit dem Ressentiment der Zukurzgekommenen reagieren sie mit Überkompensation:

„Bei allen Kämpfen gegen die Polen bildeten Juden und Deutsche eine Front. Die Juden fühlten sich als Pioniere deutscher Kultur. In den kleinen Städten bildeten jüdische bürgerliche Häuser die geistigen Zentren, deutsche Literatur Philosophie und Kunst wurden hier mit einem Stolz, der ans Lächerliche grenzte, gehütet und gepflegt. Den Polen, deren Kinder in der Schule nicht die Muttersprache sprechen durften, deren Vätern der Staat das Land enteignete, warf man vor, daß sie keine Patrioten seien. Die Juden saßen an Kaisers Geburtstag mit den Reserveoffizieren, dem Kriegerverein und der Schützengilde an einer Tafel, tranken Bier und Schnaps und ließen Kaiser Wilhelm hoch leben.“[[12]](#footnote-12)

Toller schildert diese Verhaltensweisen mit dem Gestus entspannter Gelassenheit. Er erreicht damit zweierlei: Er vermittelt dem Leser die Erkenntnis, dass die Haltungen und Attitüden zu diesem Zeitpunkt jedermann als völlig selbstverständlich galten, und ebenso macht er deutlich, dass eine solche Gesellschaft in ihrem Kern „krank“ ist: erkrankt an Nationalismus und Rassismus. Bei dieser Kritik spart er die jüdische Bevölkerungsgruppe nicht aus.

Das System der Herabsetzung und Diffamierung beginnt schon unter den Kindern. Toller schildert als illustratives Beispiel einen vordergründig naiven Dialog zwischen ihm und Stanislas, seinem gleichaltrigen, polnisch-katholischen Freund. Der Ausgangspunkt ist der Ritualmordvorwurf, der in der Stadt Konitz gegen den jüdischen Schächter Lewy erhoben worden war. Der Vorfall wurde seinerzeit von antisemitischen Kreisen sofort aufgegriffen und löste ungeheure öffentliche Erregung aus. Zu der Affäre fanden Reichstagsdebatten und Debatten im Preußischen Landtag statt:[[13]](#footnote-13)

„Glaubst Du wirklich, frage ich Stanislaus, daß die Juden in Konitz einen Christenjungen geschlachtet haben? Ich werde nie mehr Mazzen essen.

Quatsch! Gib sie mir.

Warum rufen die Jungen Jude, hep, hep?

Rufst Du nicht auch Polack?

Das ist etwas anderes.

Ein Dreck! Wenn Du’s wissen willst, Großmutter sagt, die Juden haben unsern Heiland ans Kreuz geschlagen.“[[14]](#footnote-14)

Das hier dargestellte Wechselgespräch zwischen Freunden ist mit bemerkenswerter Subtilität konstruiert. Der kleine Ernst Toller bemerkt plötzlich, dass die Juden einer Ungeheuerlichkeit beschuldigt werden, nämlich Christenkinder getötet und ihr Blut in Mazze, also im Passahbrot, verarbeitet zu haben. Für ihn ist es unverständlich, wie man derartigen Unsinn für wahr halten kann. Um diesen Unsinn zu widerlegen, will er – eine typisch kindliche Reaktion – auf den Genuss von Mazze verzichten. Zu seiner Überraschung wird ihm jedoch deutlich, dass derartige Anschuldigungen nicht nur von einer Seite vorgebracht werden, sondern dass es sich in Wahrheit um ein wechselseitiges Spiel mit Ausgrenzungen und Diffamierungen handelt: der Diffamierung der Polen als „Polacken“, was indirekt nicht nur auf ihre Nationalität, sondern auch auf ihre Religion abzielt, und als Antwort der Beschuldigung, die Juden seien Christusmörder.

 Tollers zentraler Vorwurf an die deutsche Gesellschaft lautet, dass sie bei Ausbruch des Ersten Weltkrieges das Geschenk des emphatischen Gemeinschaftsgefühls, von dem auch die traditionell Unterprivilegierten: die Arbeiter wie die Juden, erfasst wurden, wie eine Selbstverständlichkeit akzeptiert habe, aber nicht wahr habe wollen, dass die Annahme dieses Geschenkes auch mit der Verpflichtung verbunden war, die Diffamierung der Unterprivilegierten als „Sozialisten“, „Juden“ oder „Polen“ zu beenden. Im Wahrheit jedoch steigerte der Krieg nur den Nationalismus und Rassismus. Der militärische Gegner wurde mit rassistischen Stereotypen herabgesetzt: Die Franzosen waren „eine degenerierte Rasse“, die Engländer „feige Krämerseelen“, die Russen „Schweine“. Wie Karl Kraus verweist Toller hier auf die beschämende Rolle der Kriegskommentare im Feuilleton der Zeitschriften.[[15]](#footnote-15)

Zugleich verweist Toller jedoch auch auf die Haltung von Teilen des akademisch gebildeten Bürgertums. Hier gab es zahlreiche Anhänger des Alldeutschen Verbandes und der von den Alldeutschen vertretenen Kriegszielpolitik. Ein Verständigungsfriede, für den Toller, Max Weber und andere Intellektuelle zu dieser Zeit eintraten, war für diese Gruppe undenkbar. – Toller, der unter der Last des Grabenkrieges vor Verdun psychisch zusammengebrochen war, konkretisiert diese Vorwürfe durch die Schilderung seiner Konfrontation mit Emil Kraepelin, dem Begründer der Psychopathologie:

„Der Direktor der psychiatrischen Klinik ist jener berühmte Professor Kräpelin [recte: Kraepelin], der in einem Münchener Bierkeller einen Bund zur Niederkämpfung Englands gegründet hat.

– Herr, fährt er mich an, als ich ihm vorgeführt werde, wie können Sie es wagen, die berechtigten Machtansprüche Deutschlands zu leugnen, dieser Krieg wird gewonnen, Deutschland braucht neuen Lebensraum, Belgien und die baltischen Provinzen, Sie sind schuld, daß Paris noch nicht erobert ist, Sie verhindern den Siegfrieden, der Feind heißt England.

Das Gesicht des Herrn Professor rötet sich, mit dem Pathos des manischen Versammlungsredners sucht er mich von der Notwendigkeit alldeutscher Politik zu überzeugen, ich lerne, daß es zwei Arten Kranke gibt, die harmlosen liegen in vergitterten klinkenlosen Stuben und heißen Irre, die gefährlichen weisen nach, daß Hunger ein Volk erzieht und gründen Bünde zur Niederwerfung Englands, sie dürfen die harmlosen einsperren.

– Wir sprechen zwei Sprachen, Herr Professor, sage ich, ich verstehe vielleicht Ihre Sprache, aber meine Worte sind Ihnen fremder denn chinesisch.“[[16]](#footnote-16)

Hier greift Toller explizit auf das Argument der „zwei Sprachen“ zurück: der der Nationalisten und der der Pazifisten. Deutschland ist – so Toller – das Land, in dem Kommunikation zwischen Gruppen unterschiedlicher Nationalität und politisch-sozialer Überzeugung nicht stattfindet. Die Worte der einen Gruppe sind der anderen „fremder denn Chinesisch“.

 Toller greift am Schluss einer Autobiografie noch einmal auf die Schilderung seiner Jugend zurück:

„Ich denke an meine frühe Jugend, an den Schmerz des Knaben, den die anderen Buben ‚Juden‘ schimpften, an mein kindliches Zwiegespräch mit dem Bild des Heilands, an die schreckliche Freude, die ich empfand, wenn ich nicht als Jude erkannt wurde, an die Tage des Kriegsbeginns, an meinen leidenschaftlichen Wunsch, durch den Einsatz meines Lebens zu beweisen, daß ich Deutscher sei, nichts als Deutscher. Aus dem Feld hatte ich dem Gericht geschrieben, es möge mich aus den Listen der jüdischen Gemeinschaft streichen. War alles umsonst? Oder habe ich mich geirrt? Liebe ich nicht dieses Land […]? Rührten mich nicht die Verse Goethes und Hölderlins, die ich als wacher Knabe las, zu dankbarer Ergriffenheit? Die deutsche Sprache, ist sie nicht meine Sprache, in der ich fühle und denke, spreche und handle, Teil meines Wesens, Heimat, die mich nährte, in der ich wuchs?“

Wie bei Franz Rosenzweig, den Karl Löwith in seiner Biografie zitiert, folgt darauf das Bekenntnis zum Judentum:

„Aber bin ich nicht auch Jude? Gehöre ich nicht zu jenem Volk, das seit Jahrtausenden verfolgt, gejagt, gemartert, gemordet wird, dessen Propheten den Ruf nach Gerechtigkeit in die Welt schrieen, den die Elenden und Bedrückten aufnahmen und weitertrugen für alle Zeiten, dessen Tapferste sich nicht beugten und eher starben, als sich untreu zu werden?“

Toller wehrt sich vehement gegen den Vorwurf, in Deutschland ein „Fremder“ zu sein, weil er jüdischer Abstammung ist:

„Bin ich darum ein Fremder in Deutschland? Hat allein die Fiktion des Blutes zeugende Kraft? Nicht das Land, in dem ich aufwuchs, die Luft, die ich atmete, die Sprache, die ich lebe, der Geist, der mich formte? […] Fragte mich einer, sage mir, wo sind Deine deutschen Wurzeln, und wo Deine jüdischen, ich bliebe stumm.“

Er lehnt entschieden die Alternative ab, vor die ihn der Nationalsozialismus stellt:

„In allen Ländern regt sich verblendeter Nationalismus und lächerlicher Rassenhochmut, muß ich an den Wahn dieser Zeit, an dem Patriotismus dieser Epoche teilnehmen? Bin ich nicht auch darum Sozialist, weil ich glaube, daß der Sozialismus den Haß der Nationen ebenso wie den der Klassen überwinden wird?

Die Worte ‚Ich bin stolz, daß ich ein Deutscher bin‘, oder ‚Ich bin stolz, daß ich ein Jude bin‘, klingen mir so töricht, wie wenn ein Mensch sagte, ‚Ich bin stolz, daß ich braune Augen habe‘.

Soll ich dem Wahnwitz der Verfolger verfallen und statt des deutschen Dünkels den jüdischen annehmen? Stolz und Liebe sind nicht eines, und wenn mich einer fragte, wohin ich gehöre, ich würde antworten: eine jüdische Mutter hat mich geboren, Deutschland hat mich genährt, Europa mich gebildet, meine Heimat ist die Erde, die Welt mein Vaterland.“[[17]](#footnote-17)

Toller versteht sich als Demokrat, als Internationalist, als Pazifist. Die Bezugsebene seiner Argumentation sind die Menschenrechte – so, wie sie von der Aufklärung wie von der Französischen Revolution formuliert und verstanden wurden.

Der Name Ernst Tollers befindet sich auf der ersten Ausbürgerungsliste (23. August 1933) in prominenter Position neben den Namen von Lion Feuchtwanger, Alfred Kerr, Heinrich Mann und Kurt Tucholsky sowie den Namen prominenter Politiker: Rudolf Breitscheid, Ruth Fischer, Willi Münzenberg, Wilhelm Pieck, Philipp Scheidemann, Friedrich Stampfer und Otto Wels.

1. Vgl. Martin Feuchtwanger: *Zukunft ist ein blindes Spiel*. Erinnerungen. München 1989, S. 167 f. – Der SA-Führer Oppermann war wie Martin Feuchtwanger Korrespondenzverleger, also ein geschäftlicher Konkurrent. [↑](#footnote-ref-1)
2. Bereits die englische und die amerikanische Übersetzung (beide 1933) kehrten wieder zu der ursprünglichen Namensform zurück. Im Folgenden wird dieser Name gebraucht. [↑](#footnote-ref-2)
3. Angaben bei Wolfgang Jeske/Peter Zahn: *Lion Feuchtwanger oder Der arge Weg der Erkenntnis.* Stuttgart 1984, S. 166. [↑](#footnote-ref-3)
4. Jeske/Zahn: *Feuchtwanger,* S. 150. [↑](#footnote-ref-4)
5. Ebd., S. 146 f. [↑](#footnote-ref-5)
6. Vgl. Trude Maurer: *Ostjuden in Deutschland 1918 - 1933.* Hamburg 1990. [↑](#footnote-ref-6)
7. Lion Feuchtwanger: *Die Geschwister Oppermann*. Berlin (DDR) 1957, S. 124, 200. [↑](#footnote-ref-7)
8. Lion Feuchtwanger: *Die Geschwister Oppermann*. Berlin (DDR) 1957, S. 360. [↑](#footnote-ref-8)
9. Vgl. Richard Dove: *Ernst Toller*. Ein Leben in Deutschland. Göttingen 1993, S. 244 ff. [↑](#footnote-ref-9)
10. Beide vermutlich in Höhe von jeweils 3.000 Exemplaren. Vgl. Walter: *Querido*, S. 90. [↑](#footnote-ref-10)
11. Ernst Toller: *Gesammelte Werke*. Hrsg. Von Wolfgang Frühwald und John M. Spalek. Bd. 4: *Eine Jugend in Deutschland.* München 1978, S. 12 f. [↑](#footnote-ref-11)
12. Toller: *Jugend*, S. 13. [↑](#footnote-ref-12)
13. Vgl. Johannes T. Groß: *Ritualmordbeschuldigungen gegen Juden im Deutschen Kaiserreich (1871–1914).* Berlin 2002. – Der Mord geschah 1900, die Parlamentsdebatten fanden im Februar 1901 statt. [↑](#footnote-ref-13)
14. Toller: *Jugend,* S. 20 f. [↑](#footnote-ref-14)
15. Toller: *Jugend,* S. 67. – Toller bezieht sich hier auf die Kommentare in den Feuilletons während des Ersten Weltkriegs. [↑](#footnote-ref-15)
16. Toller: *Jugend*, S. 107. [↑](#footnote-ref-16)
17. S. 227 f. [↑](#footnote-ref-17)